

Die Globalisierung des Weihnachtsbaums

Die Hochzeit von Königin Victoria und Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha: Es mag vieles geben, was bei diesem Bild in den Sinn kommt. Etwa: das britische Königshaus, huldvolles Winken aus der königlichen Kutsche, schwarze Bärenfellmützen vorm Buckingham-Palace. Der Weihnachtsbaum gehört wahrscheinlich nicht dazu.

Und doch war es vermutlich jene königliche Hochzeit im Jahre 1840, die eine bis dato typisch norddeutsche Erfindung im Gepäck des Prinzegepauhs zunächst nach London brachte und von dort: in alle Welt. Es gibt ein schwarz-weiß-Bild in der „Illustrated London News“ aus dem Jahre 1848, das zeigt die junge Königsfamilie vor einem sensationell deutschen Weihnachtsbaum. Man könnte sagen: Es zeigt den Anfang einer Erfolgsgeschichte, es zeigt: die Globalisierung des Christbaums.

Doch – warum gibt es ihn eigentlich, jenen borealen Nadelbaum, den wir im Dezember auf- und spätestens nach dem morgigen Epiphania-Tag wieder abschnücken? Beginnen wir bei Adam und Eva. Das ist in diesem Fall wirklich Ziel führend. Denn: So beginnt die Geschichte des Christbaums. Sie hat zu tun mit der Geschichte zwischen Gott und Mensch. Adam und Eva im Paradies essen ja von der verbotenen Frucht, gerne dargestellt als verführerischer roter Apfel. Dadurch werden sie klug, aber auch wohnungslos. Denn: Essen vom Baum der Erkenntnis war im ersten Mietvertrag der Geschichte leider ein Kündigungsgrund, lesen wir im ersten Buch Mose.

Wie dem auch sei: Mit der Geburt von Jesus Christus nimmt Gott das Kleingedruckte dieser Sündenfallgeschichte zurück. Was Gott und Mensch voneinander getrennt hat, das wird durch die Gottesgeburt in Jesus Christus wieder versöhnt. Darum haben Adam und Eva seit alter Zeit ihren Namenstag zusammen mit Jesus am 24. Dezember. In den Kirchen des Mittelalters wurde die Geschichte von Adam und Eva im Gottesdienst sogar richtig vorgespielt, sozusagen: als Krippenspiel Teil 1. Und dazu brauchte man als Bühnendekoration jedes Jahr auch im hohen Norden einen möglichst grünen Paradiesbaum.

Nur: Welcher Baum in Norddeutschland hat auch im Winter das Zeug zum „grünen Paradies“, wie es im evangelischen Gesangbuch heißt? Da, wo ich herkomme, wächst außer Salzwiesen von allein ohnehin recht wenig. Höchstens: Borealer Nadelwald, photosynthesefähig bis minus vier Grad. Das ist der Standortvorteil der Kieferngewächse, insbesondere: der Tanne. Und die holte man sich dann in die Kirchen, behängte sie mit roten Äpfeln – und das sah so schick aus: das wollten viele bald nicht nur in der Kirche sehen, sondern auch in der guten Stube.

So gesehen sind rote Äpfel der älteste und vielleicht auch reizvollste „Hingucker“ am Christbaum. Heute werden sie oft durch rote Kugeln ersetzt, aber die roten Äpfel machen das natürlich viel besser deutlich: Was Gott und Mensch im Paradies einmal getrennt hat, das ist durch die Geburt des Heilands ein für allemal (kleine Pause beim Sprechen) „gegessen“, könnte man sagen.

Paulus sagt es im Römerbrief sinngemäß so: Was mit Adam von Anfang an in der Welt kam, das hat Christus ein für allemal weggenommen und uns einen neuen Zugang eröffnet zu Gott. So ist Christus der Spross, durch den wir Anteil haben an der Herrlichkeit Gottes, sagt Paulus.

Kurzum: Sie sind tief, die geistlichen Wurzeln des Christbaums, und mittlerweile auch in der ganzen Welt verbreitet. Wurzeln schlagen soll er aber nicht im Wohnzimmer – da verschwindet er genauso schnell, wie die Heiligen drei Könige der Legende nach morgen, am Epiphaniastag, dem Christkind Lebewohl sagen. Wurzeln schlagen soll etwas anderes: ein Glaube, der im Herzen grünt, der trägt und festen Halt gibt, und der bleibt, wenn alles andere abgeräumt wird. Auch in frostigen Zeiten.